

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital
© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany
ISBN 978-3-596-31413-3

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Über dieses Buch

Dieser Roman, für den André Schwarz-Bart den Prix Goncourt erhielt, ist unvergessen. Diese Jahrhunderte zurückverfolgte Leidenschronik einer jüdischen Familie ist »nicht ein bloßes Dokument des Grauens«, sagte der Autor in einem Interview, »vielmehr vor allem ein Buch der Liebe und Versöhnung – auch der Versöhnung mit Deutschland«. Und Günter Blöcker schreibt über diesen Schicksalsroman eines umhergetriebenen Volkes:

»Der Roman erzählt die Geschichte Erni Levys, eines der namenlosen Märtyrer unseres Jahrhunderts. Es ist gesagt worden, dieses Thema sei zu groß für jeden Autor. Das Bewundernswerte an André Schwarz-Barts Buch ist aber gerade, daß es sich nicht auf die bedrückende Gewalt des Stoffes verläßt, sondern daß der Erzähler Mittel findet, das furchtbare Geschehen in symbolische Handlung umzusetzen. Das heißt: den Ort zu bestimmen, von dem aus das scheinbar Zufällige sich mit Notwendigkeit in das Ganze des Daseins einfügt. ›Sind wir nicht‹, fragt der alte Mordechai Levy, ›der Tribut an Leiden, den der Mensch Gott zollt?‹ So stellt der Autor die Leidensgeschichte Erni Levys und seiner Generation in die überreiche Tradition der jüdischen Leidensgeschichte. Als Chronist durchheilt er die Jahrhunderte, ehe er sich – als plastischer Erzähler – dem Schicksal seines Helden zuwendet. Erni Levy ist einer aus dem Geschlecht der sechsunddreißig Gerechten, die das Leiden der Welt tragen, es zu Gott bringen und Verzeihung erlangen für alle. Nach einer grandios geschilderten Episode der Selbstverleugnung, des erfolgreichen und darum um so erniedrigenderen Versuchs, nicht mehr Jude zu sein, tritt er aus freien Stücken den Weg nach Auschwitz an. André Schwarz-Bart verfügt über den feierlichen Ton der Legende mit gleicher Meisterschaft wie über den eines kalten Sarkasmus, einer Ironie der Verzweiflung, die die Konturen des Grauenhaften um so schärfer hervortreten läßt. Ein großes Buch, das sich seinem Gegenstand voll gewachsen zeigt.«

Der Autor

André Schwarz-Bart wurde 1928 als Kind armer polnischer Einwanderer in Metz geboren. Schon mit zehn Jahren arbeitete er als Zeitungsverkäufer, später als Monteur in einer Fabrik, dann studierte er an der Sorbonne. Während der Besetzung Frankreichs durch die Nationalsozialisten entkam er der Deportation und den Verfolgungen, denen seine Eltern und drei seiner Geschwister zum Opfer fielen.

Sein Roman »Der Letzte der Gerechten«, an dem er vier Jahre schrieb, erschien 1959 und wurde inzwischen in einer Auflage von weit über 400 000 Exemplaren verkauft und in viele Sprachen übersetzt.

André Schwarz-Bart

Der Letzte der Gerechten

Roman



Fischer
Taschenbuch
Verlag

Die französische Originalausgabe
erschien 1959 unter dem Titel
»Le Dernier des Justes« bei Édition du Seuil, Paris

Aus dem Französischen übersetzt
von Mirjam Josephson

Fischer Taschenbuch Verlag

November 1979

Ungekürzte Ausgabe

Umschlagentwurf: Jan Buchholz/Reni Hinsch

Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des

S. Fischer Verlages GmbH, Frankfurt am Main

© 1959, Édition du Seuil

Deutsche Ausgabe:

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1960

Gesamtherstellung: Hanseatische Druckanstalt GmbH, Hamburg

Printed in Germany

980-ISBN-3-596-22200-1

Inhalt

I. Die Legende von den Gerechten	9
II. Zemyock	28
III. Stillenstadt	85
IV. Der Gerechte der Fliegen	144
V. Herr Kremer und Fräulein Ilse	205
VI. Der Hund	255
VII. Erni Levys Hochzeit	305
VIII. Nie wieder	350

Die Handlung dieses Buches ist frei erfunden. Für die Darstellung der historischen Tatsachen hat der Verfasser sich hauptsächlich auf folgende Quellen gestützt: Léon Poliakov, ›Le Bréviaire de la Haine‹ (Calmann-Lévy, Paris 1951); Léon Poliakov, ›Du Christ aux Juifs de Cour‹ (Calmann-Lévy, Paris 1955); Michel Borwicz, ›Écrits des Condamnés à Mort‹ (PUF, Paris 1955); David Rousset, ›L'Univers Concentrationnaire‹ (Le Pavois, Paris 1946); Georges Wellers, ›De Drancy à Auschwitz‹ (Ed. du Centre, Paris 1946); Olga Wormser, ›Tragédie de la Déportation‹ (Hachette, Paris 1954).

Wie soll ich deinen Tod besingen
Wie kann ich deinem Leichenbegängnis folgen
Du Handvoll einherirrender Staub
Zwischen Himmel und Erde?

*M. Jaztrun, »Das Leichenbegängnis«
Aus dem Jiddischen, posthum*

I Die Legende von den Gerechten

I

Zu unseren Augen dringt das Licht erloschener Sterne. Eine Biographie meines Freundes Erni fände leicht im zweiten Viertel des 20. Jahrhunderts Platz; die wirkliche Geschichte Erni Levys jedoch beginnt weit früher, um das Jahr tausend unserer Zeitrechnung, in der alten anglikanischen Stadt York; genauer: am 11. März 1185.

An jenem Tag hielt der Bischof William von Nordhouse eine große Predigt, und mit dem Schrei »Gott will es!« strömte die Menge über den Vorplatz der Kirche; ein paar Minuten später legten die jüdischen Seelen dem Gott, der sie durch den Mund seines Bischofs zu sich rief, Rechenschaft über ihre Sünden ab.

Einige Familien jedoch hatten sich, die Plünderung nutzend, in einen alten, unbewohnten Turm geflüchtet, der etwas am Rande der Stadt lag. Ihre Belagerung dauerte sechs Tage. Jeden Morgen näherte sich in der Dämmerung ein Mönch dem Schutzwall und, das Kruzifix in der Faust, versprach er den Juden, welche die Passion unseres mildherzigen Herrn Jesus Christus anerkennen wollten, das Leben. Doch der Turm blieb »stumm und verschlossen«, wie ein Augenzeuge, der Benediktiner Dom Bracton, sich ausdrückte.

Am Morgen des siebenten Tages versammelte Rabbi Yom Tow Levy alle Belagerten auf der oberen Plattform des Turmes. »Brüder«, sprach er zu ihnen, »Gott hat uns das Leben geschenkt; laßt es uns ihm selber mit unseren eigenen Händen zurückgeben, wie das unsere Brüder in Deutschland getan haben.«

Männer, Frauen, Kinder, Greise, alle hielten ihre Stirn dem Segen seiner Linken hin und dann die Brust dem Dolchstoß seiner Rechten. Der alte Rabbiner blieb allein vor seinem eigenen Tod.

Dom Bracton berichtet:

»Und man vernahm sodann eine laute Klage, die von hier bis zum St.-James-Viertel gehört wurde . . .«

Es folgt ein frommer Kommentar, und der Mönch schließt seine Chronik folgendermaßen:

»Es wurden auf der Plattform des Turmes sechszwanzig Juden gezählt, wobei die Weiber und das kleine Gezücht nicht mitgerechnet sind. Zwei Jahre später entdeckte man im Keller weitere dreizehn, die während der Belagerung begraben worden waren. Diese jedoch waren fast alle im Alter, da man an der Mutterbrust trinkt. Was den Rabbiner anbetrifft, so hielt er noch den Griff des Dolches in der Hand, der seinen Hals durchstoßen hatte. Diese Waffe war die einzige, die man im Turme fand. Sein Körper wurde in ein großes Feuer geworfen, und leider verstreute man seine Asche in alle Winde. So daß wir ihn einatmen werden und uns durch die Vermittlung der niederen Geister ein vergiftendes Fieber befallen wird, über das wir ganz erstaunt sein werden!«

Diese kleine Geschichte ist an sich nicht bemerkenswert. In den Augen der Juden ist das Menschenopfer auf dem Turm nur eine winzige Episode aus einer Geschichte, die eine unendliche Zahl von Märtyrern kennt. Wie man weiß, warfen sich in diesen Zeiten des Glaubens große Gemeinden in die Flammen, um den Verführungen der *Vulgata* zu entgehen. Im Laufe des schicksalschweren Sommers 1096 geschah dies in Speyer, Mainz, Worms, Köln und Prag. Und später, anlässlich der schwarzen Pest: in der ganzen Christenheit.

Aber Rabbi Yom Tow Levys Tat erfuhr ein sonderbares Geschick; da sie über die gewöhnliche Tragödie hinausging, wurde sie zur Legende.

Um den Werdegang dieser Verwandlung zu verstehen, muß man etwas über die alte jüdische Überlieferung der *Lamed Waw* gehört haben, die manche Talmudisten bis zum Quell der Jahrhunderte, bis zu den geheimnisvollen Zeiten des Propheten Jesaja zurückführen. Ströme von Blut sind geflossen, Rauchsäulen haben den Himmel verdunkelt; die Überlieferung hat jedoch all diese Abgründe überbrückt und sich bis zum heutigen Tag unversehrt erhalten. Ihr zufolge ruht die Welt auf sechsunddreißig Gerechten, den *Lamed Waw*, die sich in nichts von den gewöhnlichen Sterblichen unterscheiden; häufig wissen sie selber nichts von ihrer Berufung. Käme es aber dazu, daß auch nur ein einziger von ihnen fehlte, so würde das Leid der Menschen selbst die Seelen der kleinen

Kinder vergiften, und die Menschheit würde in einem Aufschrei ersticken. Denn die *Lamed Waw* sind das vervielfachte Herz der Welt, und alle unsere Schmerzen ergießen sich in sie wie in ein großes Gefäß. Tausende von volkstümlichen Erzählungen sprechen von ihnen. Ihre Anwesenheit wird überall bezeugt. Ein sehr alter Haggada-Text erzählt, daß jene *Lamed Waw* das größte Mitleid verdienen, die sich selber unbekannt sind. Für sie ist das Schauspiel, das die Welt ihnen bietet, eine unsägliche Hölle. Im 7. Jahrhundert verehrten die andalusischen Juden einen tränenförmigen Felsen, den sie für die vor Schmerz versteinerte Seele eines »unerkannten« *Lamed Waw* hielten. Andere *Lamed Waw*, wie beispielsweise Hekuba, die laut aufheulte beim Tod ihrer Söhne, sollen in Hunde verwandelt worden sein. »Wenn ein unerkannter Gerechter zum Himmel steigt«, heißt es in einer chassidischen Erzählung, »dann ist er so erstarrt, daß Gott ihn tausend Jahre zwischen seinen Fingern erwärmen muß, bevor seine Seele sich dem Paradiese öffnen kann. Und man weiß, daß mehrere von ihnen über das Unglück der Menschen auf ewig untröstlich bleiben, so daß es selbst Gott nicht gelingt, sie zu erwärmen. Dann stellt der Schöpfer, er sei gesegnet, von Zeit zu Zeit die große Uhr des letzten Gerichts um eine Minute vor.«

Die Legende des Rabbi Yom Tow Levy stammt direkt von dieser Überlieferung der *Lamed Waw* ab.

Sie verdankt ihre Entstehung außerdem einer sonderbaren Tatsache, nämlich dem erstaunlichen Überleben des jungen Salomon Levy, des jüngsten Sohnes Rabbi Yom Tows. Hier kommen wir zu dem Punkt, wo die Geschichte zur Legende wird und völlig in ihr aufgeht; denn die genauen Tatsachen fehlen, und die Ansichten der Chronisten gehen auseinander. Den einen zufolge soll sich Salomon Levy unter den rund dreißig Kindern befunden haben, die mitten im Gemetzel die christliche Taufe erhielten. Anderen zufolge soll er, da ihn sein Vater nicht vollends getötet hatte, von einer Bäuerin gerettet und Juden der benachbarten Grafschaft übergeben worden sein. Von den zahlreichen Versionen, die in den jüdischen Gemeinden des 13. Jahrhunderts zirkulierten, wollen wir die phantasievolle italienische Vorstellung des Simeon Reubeni aus Mantova festhalten, der das »Wunder« mit folgenden Worten berichtet:

»Am Ursprung des Volkes Israel steht das Opfer eines ein-

zigen, das unseres Erzvaters Abraham, der Gott seinen Sohn darbot. Am Ursprung der Dynastie der Levy findet man wiederum das Opfer eines einsamen Mannes, des sehr mildherzigen und leuchtenden Rabbi Yom Tow, der mit eigener Hand zweihundertfünfzig Gläubige tötete – manche sagen tausend.

Nun denn: Rabbi Yom Tows einsame Seelenqual war Gott unerträglich.

Und weiter: Zwischen den von Fliegen umschwärmten Leichen wurde sein jüngster Sohn, Salomon Levy, wiedergeboren, den die Engel Uriel und Gabriel pflegten.

Und schließlich: Als Salomon das Alter der Reife erreicht hatte, besuchte ihn der Ewige im Traum und sagte: Höre, Salomon, höre meine Worte. Am siebzehnten Tage des Monats Siwan 4945 hat dein Vater Rabbi Yom Tow in meinem Herzen Mitleid erregt. Deshalb wird seinen Nachkommen und deren Kindern bis ins tausendste Geschlecht die Gnade eines *Lamed Waw* in jeder Generation gewährt. Du bist der erste, du bist der einzige, du bist heilig.« Und der treffliche Verfasser schließt mit den Worten:

»O Gefährten unserer alten Verbannung, wie die Flüsse ins Meer, so ergießen sich all unsere Tränen in Gottes Herz.«

Mochte sie echt oder trügerisch sein, Salomon Levys Vision erweckte jedenfalls das allgemeine Interesse. Die jüdischen Chronisten jener Zeit berichten die geringsten seiner Taten und Gesten. Mehrere beschreiben sein Gesicht: schmal, nachdenklich, etwas kindlich und von langen, schwarzen Locken wie von Blüten umgeben.

Man mußte sich jedoch dem Augenschein beugen: seine Hände heilten keine Wunden, aus seinen Augen strömte keinerlei Balsam; und hielt er sich auch fünf Jahre in der Synagoge von Troyes auf und betete, aß und schlief daselbst auf ein und derselben Ruhmesbank, so war dies Beispiel in der winzigen Hölle der Ghettos etwas durchaus Übliches. Deshalb wartete man auf Salomon Levys Todestag, durch den die Frage vielleicht entschieden würde.

Dieser fiel in das Jahr des Heils 1240 und war die Folge einer vom König Ludwig dem Heiligen seligen Angedenkens angeordneten Disputation.

Dem Brauche gemäß standen die Talmudgelehrten des französischen Reiches in einer Reihe dem kirchlichen Tribunal

gegenüber, in dem man Eudes de Châteauroux, den Kanzler der Sorbonne, und den berühmten Nicolas Donin bemerkte. Bei diesen sonderbaren Disputationen schwebte über jeder Antwort der Talmudgelehrten der Martertod. Der Reihe nach ergriffen sie das Wort, auf daß diese Drohung gerecht verteilt sei.

Auf eine Frage des Bischofs Grotius hin, die sich auf die Göttlichkeit Jesu bezog, entstand eine sehr begreifliche Unschlüssigkeit.

Aber plötzlich sah man Salomon Levy hervortreten, der sich bis dahin etwas im Hintergrund gehalten hatte wie ein durch eine Versammlung von Männern eingeschüchterter Jüngling. Schmächtig wirkt er in seinem schwarzen Gewand, und zögernd begibt er sich vor das Tribunal. »Wenn es stimmt«, flüstert er mit gedrückter Stimme, »wenn es stimmt, daß der Messias, von dem unsere alten Propheten reden, schon gekommen ist, wie erklärt Ihr dann den gegenwärtigen Zustand der Welt?« Darauf, hüstelnd vor Angst, und mit einer Stimme, die nur noch ein dünner Faden ist: »Edle Herren, die Propheten haben doch gesagt, daß bei der Ankunft des Messias Weinen und Stöhnen aus der Welt verschwinden würde, hm ... nicht wahr? Daß Löwen und Schafe nebeneinander weiden würden, daß der Blinde geheilt sein und der Lahme wie ein ... Hirsch springen würde! Und auch, daß alle Völker ihre Schwerter zerbrechen würden, o ja, um aus ihnen Pflugscharen zu gießen, hm ... nicht wahr?«

Schließlich, den König Ludwig traurig anlächelnd:

»Ach, was würde man sagen, Sire, wenn Ihr vergäset, wie man Krieg führt?«

Dies sind die Folgen der kleinen Rede, so wie sie im schrecklichen Buche des Tränentals dargelegt werden:

»... Da beschloß König Ludwig, daß unsere Pariser Brüder zur Messe gezwungen werden sollten, zur Predigt, zum gelben Fleck und spitzen Hut, sowie zu einer angemessenen Buße. Daß unsere heiligen Talmudbücher auf einem offenen Platz von Paris zu einem Scheiterhaufen aufgeschichtet werden sollten, weil sie wortverdreherisch und lügenhaft und vom Teufel diktiert seien. Daß schließlich der lebendige Leib jenes Gerechten zur allgemeinen Erbauung in die einhüllenden Flammen des Talmuds geworfen werde, der Leib jenes *Lamed Waw*, jenes Mannes der Schmerzen, jenes ach so schmerzerfahrenen Rabbi Salomon Levy, den man seit-

her den Traurigen Rabbi nennt. Eine Träne seinem Angedenken!«

Nach dem Autodafe des Gerechten kehrte dessen einziger Sohn, der schöne Manasse, in das gleiche England zurück, aus dem seine Vorfahren einstmals geflohen waren. Seit zehn Jahren herrschte Friede an den englischen Küsten, und den Juden schien er auf ewig gefestigt.

Manasse ließ sich in London nieder, wo man ihn infolge der Berühmtheit der Gerechten an die Spitze der wieder entstehenden Gemeinde stellte. Da er in Gesicht und Rede von großer Anmut war, bat man ihn, die Sache der Juden zu führen, die täglich der Zauberei, des Ritualmords, der Brunnenvergiftung und anderer lieblicher Dinge angeklagt wurden. Im Laufe von zwanzig Jahren erreichte er sieben Freisprüche, was sehr beachtlich war.

Die näheren Umstände des siebenten Prozesses sind wenig bekannt; es handelte sich um einen Mann namens Eliezer Jefryo, den ein Gerücht beschuldigte, er habe eine Hostie mit dem Dolche durchstoßen und somit Christus noch einmal getötet und das Blut seines Herzens fließen lassen. Dieser letzte Erfolg beunruhigte zwei mächtige Bischofshüte. Vor das Tribunal der Heiligen Inquisition gebracht, sah sich Manasse kurz darauf desselben Verbrechens angeklagt, von dem er Eliezer Jefryo reingewaschen hatte.

Man unterwarf ihn der außerordentlichen Folter, die nicht – was die geltenden Gesetze verboten – wiederholt, sondern einfach »fortgesetzt« wurde. Die Gerichtsakten stellen ihn als vom Malefiz der Schweigsamkeit befallen dar. Und so mußte er am 7. Mai 1279 vor einem Publikum der hübschesten Damen Londons die Passion der Hostie erleiden, indem ihm ein geweihter venezianischer Dolch dreimal in der Kehle umgewendet wurde.

»So ist der Gerechte Manasse Levy«, schreibt kindlich ein Chronist, »nachdem er uns vergeblich vor den Gerichten der Menschen verteidigt hat, zum Himmel gestiegen, um dort unsere Sache zu führen.«

Sein Sohn Israel schien diesen gefährlichen Weg nicht weiter beschreiten zu müssen. Er war ein Mann von ruhigem und sanftem Blute, hatte eine kleine Schusterwerkstatt und schmiedete beim Hämmern elegische Verse. Seine Art war so still, daß die seltenen Besucher nur mit den Schuhen in der

Hand zu ihm kamen. Manche versichern, er habe sich im Sohar außerordentlich gut ausgekannt, andere, er habe gerade noch die Klugheit einer Taube besessen, wie er auch deren langsamen Blick und feuchte Stimme gehabt habe. Einige seiner Gedichte sind in den askenasischen Gottesdienst eingegangen. Er ist der Verfasser der berühmten Selicha: *O Gott, bedecke nicht das Blut mit Deinem Schweigen.*

Israel gestaltete so in der Stille seine kleine Welt, als über die englischen Juden das Edikt der Vertreibung hereinbrach. Da er immer bedächtig war, verließ er die Insel als einer der letzten; man nahm zuerst Kurs auf Hamburg, schickte sich dann aber darein, die Küste Portugals anzusteuern. Zu Weihnachten, nach vier Monaten des Umherirrens, landete die Karavelle schließlich im Hafen von Bordeaux.

Der kleine Schuster gelangte heimlich nach Toulouse, wo mehrere Jahre in einem wundervollen Inkognito vergingen. Er lernte diese südliche Provinz lieben; die christlichen Sitten waren dort mild, beinahe human. Man durfte ein Stück Boden bebauen, konnte andere Berufe als den Wucher ausüben und sogar vor Gericht einen Eid leisten, als habe man, selbst als Jude, eine richtige Menschenstimme. Es war ein Vorgeschmack des Paradieses.

Der einzige Schatten war ein *Cophyz* genannter Brauch, der verlangte, daß der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde sich jedes Jahr am Tage vor Ostern zur Kathedrale begeben, wo ihm der Graf von Toulouse beim Klang der Messe unter großem Pomp einen Backenstreich versetzte. Im Laufe der Jahrhunderte hatte sich dieser Brauch jedoch auf seltsame Weise abgeschliffen: bei Bezahlung einer Summe von fünfzigtausend Talern begnügte sich der Herr mit einer symbolischen Ohrfeige aus sechs Schritt Entfernung. So war es schon, als Israel von einem englischen Emigranten erkannt und bei den Gläubigen von Toulouse regelrecht »angezeigt« wurde. Man zog ihn aus seiner kleinen Werkstatt, segnete ihn, seinen Vater, seine Mutter, seine Vorfahren und alle seine Nachkommen, und wohl oder übel nahm er den zu einem gefahrlosen Amte gewordenen Vorsitz an.

Die Jahre flossen dahin mit ihrem Gefolge von Schmerzen und kleinen Freuden, und er beharrte darauf, diese in Gedichte umzusetzen; gelegentlich machte er auch heimlich ein paar Schuhe. Im Jahre des Heils 1348 starb der alte Graf von Toulouse; sein Sohn hatte vortreffliche Lehrer gehabt, er